

Grenzen des Gemeinsamen

Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, mit einer kleinen Spitze einzusteigen. Ich wollte zu Beginn meines Vortrags erst einmal Kritik üben an jenem Begriff, der uns heute zusammenbringt. Das hat nun aber mein Vorredner getan, der in seinem Grußwort bereits zielsicher den Finger in die Wunde gelegt hat. Denn wenn vom ‚Gemeinsamen‘ die Rede ist, dann wird es schnell elitär und bisweilen auch exklusiv. Man tut so, als ginge es um das alles Verbindende, und doch sind immer einige nicht mitgemeint – und in der Regel sind diejenigen nicht mitgemeint, die nicht im Raum sind. Das ist eines der Probleme, um die es in meinem Vortrag gehen soll. Und ich muss Sie vorwarnen, es wird jetzt ein bisschen akademisch. Zu meiner Rechtfertigung sei aber gesagt, dass ich ausdrücklich um einen akademischen Vortrag gebeten wurde. Denn als Soziologe müsse ich doch, so die Erwartung, etwas zum Begriff des Gemeinsamen zu sagen haben. Das ist auch nicht ganz falsch, und doch muss ich vorwegschicken, dass die Soziologie die Wissenschaft von der *Gesellschaft* und gerade nicht die Wissenschaft von der *Gemeinschaft* ist. Wenn in der Soziologie von ‚Gemeinschaft‘ die Rede ist, dann geht es meist um vormoderne Formen des Zusammenlebens, um Sippen, Clans, Großfamilien oder religiöse Gemeinschaften, also um soziale Gruppen, die durch gemeinsames Blut, gemeinsame Riten, gemeinsame Traditionen oder einen gemeinsamen Gott bzw. gemeinsame Götter zusammengehalten werden.

In der modernen Gesellschaft sind diese Formen des Zusammenhalts immer stärker verschwunden. Heute sprechen wir höchstens dann noch von ‚Gemeinschaften‘, wenn es um Kleingruppen geht, etwa um Subkulturen, Fußballfans, Freundeskreise oder Wohngemeinschaften. All das sind soziale Gruppen, die wahnsinnig gut darin sind, Kohäsion, also inneren Zusammenhalt herzustellen, die aber auch leicht zusammenbrechen. Die WG-Party ist unglaublich lustig, aber die WG droht an der Auslegung des Putzplans zugrunde zu gehen – das kennen wir alle. Kleingruppen sind also unter Umständen deutlich lustiger, aber eben auch instabiler als große Gesellschaften. Als Soziologe interessiere ich mich aber gerade dafür, wie ganze Gesellschaften funktionieren, die bis zu einem gewissen Grad von persönlichen Beziehungen, von Sympathie und eben auch von Gemeinsamkeiten absehen können.

Als akademisches Fach entsteht die Soziologie wie so viele akademischen Fächer in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ursprünglich sollte das Fach Sozialphysik heißen, denn es war sein Anspruch, die Kräfte, die in der Gesellschaft wirken, so exakt wie möglich zu erklären. Heute heißt das Fach Soziologie, ein etwas merkwürdiges halb lateinisches, halb griechisches Kompositum. Ich kann Ihnen nun in der Kürze der Zeit keine Einführung in die Soziologie geben, aber zumindest möchte ich drei klassische Studien erwähnt haben, um Ihnen deutlich zu machen, mit welchen Fragen sich die Soziologie eigentlich seit ihren Anfängen beschäftigt hat und was das mit der Frage nach dem Gemeinsamen zu tun hat.

Beginnen möchte ich mit Émile Durkheim (1858-1917), dem Begründer der akademischen Soziologie. Durkheim hatte sich in seiner Doktorarbeit mit dem Phänomen der Arbeitsteilung beschäftigt. Diese Arbeit trägt den Titel *De*

Vortrag Julian Müller

¹ Vgl. Karl Marx/Friedrich Engels:
Manifest der kommunistischen Partei.
London 1948, 5.

² Emile Durkheim: Über soziale
Arbeitsteilung. Studie über die
Organisation höherer Gesellschaften.
Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992,
181-183.



la division du travail social (dt. *Über soziale Arbeitsteilung*) und ist im Jahr 1893 erschienen; also in eine Zeit hinein, die von den Zeitgenossen als nicht weniger unübersichtlich beschrieben wurde als die heutige von uns. So tauchen Ende des 19. Jahrhunderts plötzlich völlig neue Medientechnologien auf, die das Denken, Fühlen und Arbeiten neu arrangieren; es sind unmittelbar die Folgen von Industrialisierung und Kapitalismus zu spüren; es kommt zu einer Entsakralisierung des Alltags und zu einer extremen Beschleunigung der Lebensverhältnisse – vielleicht haben Sie schon einmal die berühmte Formulierung von Karl Marx und Friedrich Engels gehört, wonach im 19. Jahrhundert *alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige entweiht wird*.¹ Vor allem aber erleben wir das, was wir heute als den modernen Individualismus bezeichnen: Die Einzelnen werden zunehmend aus ihren Verbindungen herausgelöst, seien es Traditionen, Familien, Glaubens- oder Dorfgemeinschaften und sind fortan auf sich selbst gestellt.

Die zentrale Frage des 19. Jahrhunderts war daher, was das *soziale Band* sei, das diese auseinanderdriftenden Teile zusammenhält. Durkheim gibt in seiner Arbeit eine interessante Antwort auf diese Frage. Für ihn stellt nämlich ausgerechnet die Teilung der Arbeit ein solches soziales Band dar. Dadurch, dass wir alle etwas je Spezifisches tun, werden wir gleichzeitig immer individueller, aber auch immer stärker abhängig von anderen. In der modernen Gesellschaft nimmt für Durkheim also paradoxerweise sowohl das Maß an Individualität als auch an Kollektivität zu. Er unterscheidet daher zwischen einer vormodernen, auf Gemein-

samkeiten und Ähnlichkeiten beruhenden und einer modernen, durch Arbeitsteilung gestifteten Form von Solidarität:

„Die Solidarität, die aus Ähnlichkeiten entsteht, erreicht ihr Maximum, wenn das Kollektivbewußtsein unser ganzes Bewußtsein genau deckt und in allen Punkten mit ihm übereinstimmt: aber in dem Augenblick ist unsere Individualität gleich Null. [...] Ganz anders verhält es sich mit der Solidarität, die das Ergebnis der Arbeitsteilung ist. Während die vorherbesprochene Solidarität beinhaltet, daß sich die Individuen ähnlich sind, setzt diese voraus, daß sie sich voneinander unterscheiden.“²

Während also in vormodernen Gesellschaften die Einzelnen einander möglichst ähnlich sein sollen, entstehen in der modernen Gesellschaft immer mehr Freiräume für die Einzelnen. An die Stelle gemeinsamer Normen, gemeinsamer Werte und gemeinsamer Glaubensinhalte tritt in der modernen Gesellschaft die Arbeitsteilung, der Durkheim deshalb sogar eine moralische Qualität zuspricht.

In Deutschland entsteht nahezu zeitgleich eine Studie, die ganz ähnlich argumentiert. Im Jahr 1900 erscheint die *Philosophie des Geldes* von Georg Simmel (1858-1918), eine philosophisch-soziologische Auseinandersetzung mit dem Medium Geld. Darin macht Simmel deutlich, dass Geld keineswegs nur – wie das in der Regel getan wird – ein Medium der Entfremdung ist, das alles mit allem vergleichbar macht und sämtliche zwischenmenschliche Beziehungen versachlicht. Vielmehr gelte es, so Simmel, auch die positiven Effekte des Geldes in den Blick zu nehmen.

Geld sei schließlich nicht nur ein kaltes, sondern durchaus auch ein warmes Medium, dem es gelingt, permanent Kontakte zwischen Menschen herzustellen, und zwar auf eine Art und Weise, wie das abgesehen von der Sprache kaum ein anderes Medium in dieser Vielzahl geschafft hat.

„So ist es schließlich das Geld, das unvergleichlich mehr Verknüpfungen zwischen den Menschen stiftet, als sie je in den von den Assoziations-Romantikern gerühmtesten Zeiten des Feudalverbandes oder der gewillkürten Einung bestanden.“³

³ Georg Simmel: Das Geld in der modernen Cultur. In: Ders.: Aufsätze und Abhandlungen 1894-1900. Gesamtausgabe Band 5. Frankfurt a.M. 1992, 182f.

⁴ Helmuth Plessner: Grenzen der Gemeinschaft. Eine Kritik des sozialen Radikalismus. Frankfurt a.M. 2001, 80.

Als Tauschmedium ermöglicht es Geld, in einen Laden zu gehen und etwas zu bekommen, nur *weil* man dafür zahlt. Es ist keinerlei Sympathie, keine gemeinsame Sprache, keine gemeinsame Moral, keine gemeinsame Ästhetik, kein gemeinsamer Glaube und nicht einmal die Vorliebe für denselben Fußballverein nötig. Geld allein ist vollkommen ausreichend. Simmel zwingt uns also, immer auch diese zivilisatorische und auch pazifizierende Leistung von Geld zu bedenken. Man müsste sich eine Gesellschaft vorstellen, die nur deswegen funktioniert, weil alle mit allen die gleiche Weltanschauung teilen. Das wäre dann so tatsächlich eine Dystopie. Eine Gesellschaft, die auf Gemeinsamkeit gebaut ist, hat permanent damit zu tun, Abweichungen zu registrieren und zu verhindern. Und dieses Problem hat die moderne Gesellschaft zunehmend weniger.

Ich gebe zu, dass ich mich um den Begriff, der uns hier zusammenbringt, bislang herumwinde. Statt von ‚Gemeinschaft‘ spreche ich lieber von ‚Gesellschaft‘. Aber das hat nun mal damit zu tun, dass ich als Soziologe hellhörig werde, wenn von mehr Gemeinschaft die Rede ist und mantraartig gemeinsame Werte gefordert werden. Ich frage mich dann unweigerlich, was eigentlich die Kosten und auch die Risiken des Gemeinsamen sind. Vor genau einhundert Jahren, also 1924, hat der Soziologe Helmuth Plessner (1892-1985) ein sehr schönes und immer noch lesenswertes Buch mit dem Titel *Grenzen der Gemeinschaft* geschrieben. Im Untertitel heißt es *Eine Kritik des sozialen Radikalismus*. Es ist eines der wenigen dezidiert liberalen Bücher in deutscher Sprache, denn Plessner schreibt darin gegen den Kulturpessimismus seiner Zeit, also auch gegen den beschworenen *Untergang des Abendlandes*, an. Es gelte, so Plessner, den verschiedenen Radikalismen des frühen 20. Jahrhunderts, von links wie von rechts, zu widerstehen, die allesamt Kritik an der Moderne, an der moder-



nen Gesellschaft und an der Großstadt geübt und zumeist für mehr Gemeinschaft plädiert hatten. Dagegen weist Plessner, wie der Titel seines Buchs verrät, auf die Grenzen der Gemeinschaft hin und singt ein Loblied auf unser gesellschaftliches Zusammenleben, auf die Höflichkeit und den Takt, den wir im täglichen Umgang miteinander pflegen:

„Dieses Reich der Alltäglichkeit [...] kennen wir alle: es ist die Gesellschaft im Sinne der Einheit des Verkehrs unbestimmt vieler einander unbekannter und durch Mangel an Gelegenheit, Zeit und gegenseitigem Interesse höchstens zur Bekanntschaft gelangender Menschen. Und wir kennen auch diesen tänzerischen Geist, dieses Ethos der Grazie: das gesellschaftliche Benehmen, die Beherrschung nicht nur der geschriebenen und gesetzten Konvention, die virtuose Handhabung der Spielformen, mit denen sich die Menschen nahe kommen, ohne sich zu treffen, mit denen sie sich voneinander entfernen, ohne sich durch Gleichgültigkeit zu verletzen.“⁴

Was hier beschrieben wird, das sind alltägliche Verhaltensweisen, die deswegen so gut funktionieren, weil sie von Gemeinsamkeiten absehen können und gerade nicht auf Gemeinschaft abzielen. Plessner lobt, wie wir miteinander umgehen, obwohl wir doch meist nur ganz wenig miteinander gemeinsam haben.

Nun kann mein Vortrag natürlich nicht so enden. Schließlich kann man nicht daran vorbeisehen, dass es derzeit einen wahrgenommenen Verlust des Gemeinsamen gibt, den es soziologisch ernst zu nehmen gilt. Womöglich war all das, was ich bisher über die moderne Gesellschaft gesagt habe – dass sie im Alltag an den meisten Stellen von Gemeinsamkeit absehen kann –, vielleicht nur möglich, weil es Substitute oder Äquivalente für das Gemeinsame gab: Es gab den Nationalstaat, dem es mithilfe von Nationalsprachen gelungen ist, Leute zu verbinden, die weder regional noch kulturell viel miteinander zu tun hatten – etwa Allgäuerinnen und Westfalen. Es gab Institutionen und demokratische Verfahren, denen es gelungen ist, Interessenskonflikte zu moderieren und auf Dauer zu stellen – Parlamente sind so gesehen Einrichtungen, in denen das Nicht-Gemeinsame institutionalisiert wird. Es gab wirtschaftliche Prosperität, die bestimmte Lebensverläufe und individuelle Karrieren erwartbar gemacht haben. Es gab die Vorstellung eines politisch-moralischen Universalismus, der eben nicht nur in München, in Bayern oder in Deutschland Geltung beanspruchen sollte. Und es gab Massenmedien, die das Gefühl vermitteln konnten, an derselben Welt und derselben Chronologie der Ereignisse teilzunehmen.



Doch all diese Einrichtungen sind in den letzten Jahren extrem unter Druck geraten. Wir beobachten Nationalstaaten, die sich zu supranationalen Einrichtungen zusammenschließen müssen, um überlebensfähig zu bleiben. Wir beobachten Institutionen, die von innen wie von außen bedroht werden und einen enormen Vertrauensverlust erlitten haben. Wir beobachten, wie die Vorstellung individueller Karrieren und gesellschaftlichen Aufstiegs ins Wanken geraten sind. Wir beobachten, dass die Massenmedien nicht mehr das Gefühl einer gemeinsam geteilten Welt, sondern vieler unversöhnlich nebeneinanderstehender Welten erzeugen. Und wir können beobachten, wie unser eigener etwas zu selbstsicherer politisch-moralischer Universalismus zunehmend an seine Grenzen stößt und wir vermehrt auf die Nebenfolgen dieses Universalismus aufmerksam gemacht werden.

Wenn also, und damit möchte ich enden, vor 100 Jahren ein Buch wie *Grenzen der Gemeinschaft* notwendig war, dann muss es heute womöglich um ein Buch mit dem Titel *Grenzen der Gesellschaft* ergänzt werden. Wir müssen feststellen, dass die moderne Gesellschaft, wie wir sie seit knapp 250 Jahren kennen, heute vor Herausforderungen steht, die sie mit eigenen Mitteln offensichtlich kaum mehr bewältigen kann. Ob mehr Gemeinsamkeit und mehr Gemeinschaft all diese Probleme lösen können, wage ich zu bezweifeln – zumal das vage Ideal des Gemeinsamen gerade von denjenigen politischen Parteien in Anschlag gebracht wird, die weit außerhalb der Mitte liegen. Und doch muss man feststellen, dass es zu lange eine folgenschwere Unterschätzung, ja sogar Ausblendung des Gemeinsamen gab, die wir uns nicht mehr leisten können – und das gilt nicht nur für die Wissenschaften. Fast alle existentiellen Fragen des alltäglichen Daseins, die wir lange als zu selbstverständlich erachtet haben – Anerkennung, Fürsorge, Pflege, persönlich-emotionaler Schutz – finden ihre Erfüllung zumeist in konkretem gemeinsamem Handeln. Es ist daher ebenso richtig wie notwendig, sich darüber zu verständigen, was es heißt, gemeinsam zu handeln, gemeinsam zu leben, gemeinsam zu wohnen, gemeinsam zu arbeiten und gemeinsam zu scheitern.

Prof. Dr. Julian Müller

**Fakultät für Staatswissenschaften
Leuphana Universität Lüneburg**

